

Gießener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Gießener Anzeiger (General-Anzeiger).



Kinderseele.

Roman von Reinhold Dertmann.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Von einem Schrei? Das ist seltsam. Was für ein Schrei war das?“

„Er klang wie ein Aufkreischen der Angst oder des Entsetzens oder des furchtbarsten körperlichen Schmerzes. Und er kam aus dem Munde einer Frau.“

„So waren Sie die einzige im Hause, die etwas Derartiges gehört hat. Aber fahren Sie, bitte, fort.“

„Ich war munter geworden und lauschte. Weil aber jetzt alles still blieb, glaubte ich, daß ein lebhafter Traum mich getäuscht habe, und schielte, von der Würdigkeit überwältigt, fast sogleich wieder ein.“

„Und woraus schließen Sie jetzt, daß es etwas anderes gewesen sei als ein Traum?“

„Daraus, Herr Baron, daß ich doch nicht, wie Sie annehmen, die einzige gewesen bin, die diesen Schrei gehört hat.“

„Wer außer Ihnen will ihn vernommen haben?“

„Dietlinde, Herr v. Bardeleben!“

Er beugte sich vor, und sie sah, daß sein Gesicht ganz fahl geworden war. „Dietlinde? — Und das — das erfahre ich erst heute?“

„Auch ich weiß es erst seit diesem Abend. Die Kleine hat bisher zu niemandem davon gesprochen. Sie würde wohl auch weiter geschwiegen haben, wenn ich sie nicht direkt gefragt hätte. Da konnte sie ihr Geheimnis nicht länger bewahren, denn ich bin überzeugt, daß sie lieber sterben würde, ehe sie mich belöge.“

„Verzeihen Sie, aber alles, was Sie mir da erzählen, sind für mich Rätsel — nichts als Rätsel. Wie kamen Sie denn gerade heute dazu, Dietlinde zu befragen?“

„Weil ich an diesem Nachmittag erfahren hatte, daß man einen — einen schrecklichen Verdacht hegt in Bezug auf den Tod der Frau Baronin.“

„Von wem haben Sie das erfahren?“

„Von dem Herrn Oberleutnant Rasmussen, der hierher gekommen war und mich um eine Unterredung bitten ließ.“

„Was? Hier ist er gewesen — hier im Hause? Das hat er gewagt? Und um Sie zu sprechen?“

„Ja.“

„Das beweist mehr Mut, als ich meinem Herrn Schwager zugetraut hätte.“

„Der Herr Oberleutnant wußte wohl, daß er Sie nicht antreffen würde. Er war, wie es schien, über alles sehr genau unterrichtet.“

„Darf ich erfahren, was er Ihnen gesagt hat?“

„Ich kann es nicht wiederholen, Herr Baron, denn

es war so unsinnig, daß ich zuerst allen Ernstes an dem Verstand des Herrn Rasmussen zweifelte.“

„Dann ist wohl kein besonderer Scharfsinn nötig, es zu erraten. Er hält mich für den Mörder seiner Schwester — ist es nicht so, Fräulein Dthmar?“

Sie senkte den Kopf und schwieg.

„Auf diese Mitteilung meines Schwagers hin also kam Ihnen der Gedanke, Dietlinde auszufragen? — Eigentlich, mein liebes Fräulein, ist mir das noch nicht ganz klar.“

„Der Gedanke kam mir auch nicht sogleich. Aber ich war sehr bestürzt und aufgeregt über das, was ich gehört hatte, und ich bemühte mich, mir alle Eindrücke jener Nacht ins Gedächtnis zurückzurufen. Da fiel mir auch etwas ein, was ich fast vergessen hatte. Die Verbindungstür zwischen meinem Zimmer und dem Gemach Dietlindes hatte weit offen gestanden, und als mich der Schrei aufschreckte, war es mir gewesen, als sähe ich etwas Weißes, Bewegliches an der Türöffnung vorübergleiten. Ich hatte den Namen Dietlindes gerufen, aber keine Antwort erhalten. Und dann, wie ich schon sagte, war ich fast sogleich wieder eingeschlafen. Nun aber kam mir nicht nur das wieder in den Sinn, sondern auch mancherlei Auffälliges in dem späteren Benehmen des Kindes. Da hielt ich es für meine Pflicht, sie zu befragen.“

„So wäre also glücklich auch das arme Kind mit in den Höllensabbat hineingezogen, der mich umspukt!“

Er hatte es in grimmig bitterem Tone gesprochen, und Margarete war bis in die Stirn hinauf errötet.

„Die Kleine hat selbstverständlich keine Ahnung, Herr Baron, weshalb ich sie gefragt, ob sie in jener Nacht ihr Bett verlassen habe. Aber wenn ich trotzdem etwas Unrechtes getan habe, so bitte ich um Verzeihung.“

Er winkte beschwichtigend mit der Hand. „Ich wollte Ihnen keinen Vorwurf machen. Erzählen Sie nur weiter!“

„Dietlinde bejahte ohne weiteres meine Frage und erzählte mir alles, was sie erlebt und gesehen.“

„Gesehen — sagen Sie? Gesehen? Das können doch nur Hirngespinnste sein. Denn wenn sie nicht etwa ihre Stube verlassen hat, was könnte sie dann gesehen haben?“

„Darf ich wiederholen, was ich aus ihrem Munde erfahren habe?“

„Selbstverständlich! Darum sind Sie doch gekommen.“

„Sie sagt, daß sie nicht habe schlafen können, und daß sie von einer schrecklichen Angst ergriffen worden sei, als sie nebenan heftige, streitende Stimmen gehört habe, die Stimme ihrer Mama und — und die Ihrige, Herr Baron! Zulezt habe sie es nicht mehr in ihrem Bett ausgehalten und sei leise aufgestanden, um sich an die Tür zu schleichen, die in das Ankleidezimmer der Frau Baronin führt. Da habe sie durch das Schlüsselloch gespäht und habe durch die offenen Verbindungstüren der hellerleuchteten Gemächer deutlich bis in das Arbeitszimmer sehen können —“

„Weiter! Weiter!“

„Sie hat nichts von dem verstanden, was dort ge-

prochen wurde; aber sie will wahrgenommen haben, daß ihre Mama plötzlich zu Boden glitt, genau so, wie sie es schon früher einmal bei einem Krankheitsfall der Frau Baronin gesehen hatte. Gerade vor dem Schreibtisch hätte sie auf dem Teppich gelegen, und Sie, Herr Baron, hätten sie aufgehoben, um sie zu dem Ruhebett zu tragen. Sie hätten sich dann überall umgesehen, als ob Sie nach etwas suchten —

„Es sind wirklich nicht bloß Phantasien, die Ihnen das Kind erzählt hat,“ fiel er ein. „Ja, ich suchte nach einem Belebungs mittel für die Ohnmächtige. Erst, als ich keines fand, ließ ich hinaus, um ein weibliches Wesen zu ihrem Beistand zu holen, denn ich fürchtete, es würde zu lange währen, bis auf mein Klingeln eines erschiene.“

„Auch daß Sie das Zimmer verließen, hat Dielinde gesehen. Und dann —“

Sie brach erschrocken ab, denn er stand plötzlich in seiner ganzen Reckengröße dicht neben ihrem Stuhl, und sie sah das Rucken seiner Gesichtsmuskeln, als er sich herabneigte, um beinahe flüsternd zu fragen: „Und dann? Ja, was dann? Das eben ist's, was hier über Leben und Sterben entscheidet.“

Es war vorbei mit seiner Kraft, sich zu bezwingen — ganz und gar vorbei! Den sie in diesem Augenblick vor sich hatte, war nicht mehr der vornehm beherrschte Charakter, sondern es war ein gehetzter, gepeinigter, von den grausamsten Seelenqualen halb gebrochener Mensch — ein Unglücklicher, dem ihre ganze Seele zuslog in heiß überströmendem Mitgefühl.

„Und dann, Herr Baron,“ sagte sie mit bebender Stimme, indem sie sich ebenfalls erhob, „sprang Ihre Frau Gemahlin auf — fast in demselben Augenblick, wo sich die Tür hinter Ihnen geschlossen hatte, und trat in ihr Schlafzimmer. Lassen Sie mich Dielindes eigene Worte wiederholen, denn ich habe sie mir so fest eingepägt, daß ich sie wahrscheinlich mein Leben lang nicht mehr vergessen werde: „Dann war es so, als ob die Mama etwas vergessen hätte. Sie ging noch einmal in Pappas Arbeitszimmer zurück und nahm etwas vom Schreibtisch. Als sie damit in das Ankleidezimmer kam, konnte ich sehen, daß es ein kleines Glas war. Sie hatte ihr Gesicht nach mir gedreht, und sie lachte. Dann führte sie das Glas an den Mund und trank daraus. Aber wie sie es eben wieder auf den Tisch gesetzt hatte, neben dem sie stand, schrie sie ganz laut auf und faßte sich mit beiden Händen an den Hals und an die Brust. Dann fiel sie mit einemmale um, aber ganz anders als vorher, und mit dem Kopf gerade auf die Kante von dem Stuhl, daß ich es deutlich hören konnte, wie sie aufschlug. Ich wollte auch schreien, aber ich konnte nicht. Und dann hörte ich, wie man mich rief und mich fragte, ob ich wach wäre. Da schlich ich nach meinem Bett zurück und horchte bloß noch. Aber es dauerte noch eine lange Weile, bis ich wieder hörte, daß nebenan gesprochen wurde. Es war der Papa, und er rief: „Jema! Jema! Was ist dir?“ Aber dann hörte ich, daß Josepha auch dabei war, und da dachte ich, nun würden sie der Mama gewiß helfen, und kroch ganz unter mein Deckbett, weil ich nichts mehr hören wollte.“ Das hat Ihr Kind gesehen, Herr Baron! Und nun — nun ist doch alles klar?“

Sie hatte hastig, fast überstürzt gesprochen, als könne sie die Worte, die ihm Erlösung bringen sollten, nicht schnell genug über die Lippen bringen, und sie war ganz außer Atem, als sie geendet.

Bardeleben hatte die Hand über die Augen gelegt, und dumpf, wie in hoffnungsloser Verzweiflung, kam es aus seiner Brust: „Ja, nun ist alles klar. Gehen Sie! Lassen Sie mich allein!“

Fassungslös, wie betäubt, sah sie ihn an. Aber sie ging nicht. Und als sie erkannte, daß er nicht willens war, ihr etwas Weiteres zu sagen, hatte sie den Mut zu fragen: „Habe ich ein Unrecht damit begangen, daß ich es Ihnen erzählte?“

Langsam ließ er den Arm herabsinken und schüttelte den Kopf. „Nein. Aber den Herren vom Gericht gelte ich trotzdem für den Mörder meiner Frau, wenn sie auch einstweilen noch nicht den Mut haben, es mir ins Gesicht zu sagen oder mich verhaften zu lassen. Mein Schwager Nas-mussen hat ihnen jedenfalls erzählt, daß ich diese Frau seit Jahren gepeinigt habe, und daß ich ein Interesse daran hatte, mir durch ihren Tod beizeiten den Besitz ihres Vermögens zu sichern. Solche Dinge wiegen schwer, wenn es

an jeder anderen Erklärung für ihr gewaltsames Ende fehlt.“ Margaretas Glieder zitterten, und sie fühlte ihre Brust wie von einem eisernen Bande umschmürt. „Aber diese Erklärung ist doch jetzt gefunden!“

Die Entschiedenheit ihrer Worte setzte ihn offenbar in Erstaunen. „Was könnte mir Ihre vermeintliche Aufklärung nützen? Selbst wenn man der Erzählung eines sieben-jährigen Kindes und seinen durch ein Schlüsselloch gemachten Beobachtungen überhaupt Gewicht beilegte, würde man sich doch daraufhin höchstens ein etwas anderes Bild von der Ausführung meines Verbrechens machen. Weiter nichts. Bis jetzt scheint man nämlich allen Ernstes der Meinung zu sein, daß ich meiner Frau das Gift gewaltsam eingestößt habe, als sie durch einen Ohnmachtsanfall oder gar durch einen betäubenden Schlag widerstandsunfähig geworden war. Nun würde man sich den Hergang möglicherweise etwas anders konstruieren. Die Hauptsache bleibt aber immer, daß nur ich es gewesen sein kann, der das Gift in das Kognatglaschen geschüttet hat. Ueber diesen Gedankengang der Herren bin ich mir vollkommen klar, und ich hege nicht den geringsten Zweifel, daß man mich in derselben Stunde verhaften wird, wo die Sektion erwiesen hat, daß meine Frau in der Tat einer Vergiftung erlegen ist.“

„Nein — nein!“ schrie sie auf. „Das kann nicht geschehen, und es wird nicht geschehen! Es ist ja ganz unmöglich! Sie müssen doch tausend Mittel haben, um zu beweisen, daß es unmöglich ist.“

„Ich wüßte kaum eines. Und wenn ich eines wüßte, Fräulein Margarete, würde ich doch kaum davon Gebrauch machen. Wissen Sie, was ich den scharfsinnigen Herren, die mich bisher in die Enge zu treiben suchten, auf ihre Fragen geantwortet habe? Nichts habe ich ihnen geantwortet — gar nichts. Und ein Schurke will ich sein, wenn ich's künftig anders halte.“

„Aber das ist ja bewußte Selbstvernichtung! So weit dürfen Sie Ihren Stolz nicht treiben — nein, so weit nicht!“

„Meinen Stolz? Wer sagt Ihnen denn, daß es Stolz ist, was mein Verhalten bestimmt? Natürlich werde ich mich entschieden gegen die Anschuldigung verwahren, ein gemeiner Giftmörder zu sein; darüber hinaus aber werde ich kein Wort zu meiner Verteidigung verlieren. Nicht weil ich zu stolz dazu bin, sondern weil es nicht der Mühe wert ist. Ob mich die Welt dieser Schandtat verdächtigt oder nicht — was bedeutet es neben der Anklage, die mein eigenes Gewissen gegen mich erhebt!“

„Ihr eigenes —“

„Ich bin erstaunt, daß Sie, die Auge, Feinsühlige, das nicht verstehen. Nun, vielleicht sträuben Sie sich auch mir dagegen, es zu verstehen, weil Sie Mitleid mit mir haben.“

„Oh, Herr Baron!“

„Verleugnen Sie dies Mitleid nicht, denn es macht Ihnen wahrhaftig keine Schande. Sie haben mir's zu deutlich verraten, als daß ich Ihrer Ableugnung Glauben schenken würde. Daß es mir wohl tut, daß ich Ihnen dafür von Herzen dankbar bin — ich denke, die Art, wie ich zu Ihnen spreche, ist Beweis genug dafür. Von allem, was Menschen mir bis heute Gutes getan haben, ist dies das allerbeste. Ich kann's Ihnen nicht lohnen; aber Wesen von Ihrer Art pflegen zum Glück ja auch nicht mit Belohnungen zu rechnen.“

„Lassen Sie uns nicht von mir sprechen,“ bat sie leise, ihr glühendes Antlitz zur Seite wendend. „Und wenn Sie — wenn Sie wirklich gut von mir denken, so lassen Sie mich nicht in dieser Quaal. Was sollte Ihr Gewissen Ihnen zum Vorwurf machen, daß Sie sich darum eine so furchtbare Buße auferlegen müßten? Um Ihres Kindes willen beschwöre ich Sie —“

„Nichts von dem Kinde! Ihm gegenüber habe ich meine Rechte längst verwirkt. Erinnern Sie sich der Stunde, da es sich mit Entsetzen von mir abwandte? Seit dem heutigen Abend weiß ich ja nun auch, warum es geschah. Aber wenn ich das auch nicht erfahren hätte, ich würde mir doch richtig gebedet haben, was halb instinktiv in dem jungen Herzen vorging. In den Augen meines Kindes war ich der Mörder seiner Mutter schon, als ich es noch vor keinem anderen zu sein glaubte, als vor mir selbst!“

„Herr v. Bardeleben —“

„Warum starren Sie mich so an? Haben Sie denn während dieser ganzen zwei Monate nicht ein einziges Mal gemerkt, wie es um mich stand? Nein, ich habe meiner Frau nicht nach dem Leben getrachtet, und ich habe meine

Hand nicht gegen sie erhoben. Aber ich habe gewußt, daß sie krank, daß sie herzliebend war und daß sie geschont werden mußte. Ich hätte dessen eingedenk sein müssen, als sie mir an jenem Abend entgegentrat und im Ton der Gebieterin von mir verlangte, ich solle einem Schurken gewissermaßen Abbitte leisten, solle ihn auch weiter in meinem Hause dulden. Ich hätte sie mit milden Worten von der Unmöglichkeit ihrer Zumutung überzeugen sollen, ich hätte schweigen müssen — oder — ah, was weiß ich, was ich hätte tun sollen! Nur das eine durfte ich nicht, was ich wirklich getan habe. Ich durfte nicht in lodernem Zorn auffahren und ihr nicht mit harter Rede verbieten, sich eines Unwürdigen, eines Elenden anzunehmen. Das, Fräulein Margarete, das war mein Verschulden.“

(Fortsetzung folgt.)

Kämpfe in der Nacht.

In der Riesenschlacht auf den Feldern Nordfrankreichs werden von den Franzosen die heftigen Nachtangriffe der Deutschen als besonders gefährlich empfunden, und wirklich scheinen sich diese Kämpfe im Dunkeln als ein wichtiges Mittel zu erweisen, um die volle Kraft des Feuers zu vermeiden, aber die der Feind bei Tageslicht verfügen würde, um sich dadurch leichter dem Gegner zu nähern und große Opfer zu vermeiden. In den Kriegen des Altertums und des Mittelalters, in denen im Nahkampf von Mann gegen Mann die Entscheidung fiel, haben die nächtlichen Ueberfälle eine große Rolle gespielt; man benutzte die Dunkelheit und die Verwirrung des Feindes, um ihm schwere Schäden beizubringen und ihn in regellose Flucht zu treiben. Je größer die Heere wurden, je größer die Entfernungen waren, auf denen sie sich mit weittragenden Waffen entgegenstanden, desto mehr verlor der Nachtkampf an Bedeutung. Friedrich der Große, dem doch bei Hochkirch durch einen nächtlichen Ueberfall eine der schwersten Schlappen beibracht wurde, die er je erlitten, war ein entschiedener Gegner dieser Gefechtsart, von der er sich keine nachhaltigen Erfolge versprach. „Was mich betrifft,“ so schreibt er, „so habe ich den Entschluß gefaßt, niemals bei Nacht anzugreifen, und zwar wegen der Verwirrung, die inmitten der Finsternis entsteht; außerdem bedarf die Mehrzahl der Soldaten der beständigen Aufsicht von seiten der Offiziere, da sie ihre Schuldigkeit einzig aus Furcht vor Strafe tun.“ Bei dem Söldnerwesen, mit dem auch der große König noch zum Teil zu rechnen hatte, wurde ja des Nachts eine besonders günstige Gelegenheit zum Desertieren geboten. Wellington hielt einen Nachtkampf nur nach genauen Erkundungen für möglich. „Ich habe mich überzeugt,“ erklärte er, „daß man den abwartenden und verschanzten Gegner nicht nachts angreifen darf, wenn man seine Stellung nicht am Tage genau studiert hat. Uebrigens gelingen solche nächtlichen Ueberfälle auch geübten Truppen nur selten.“ Im Kriege von 1870 wurden durch nächtliche Angriffe einige bedeutende Vorteile errungen. So gelang es z. B. in der Schlacht bei Le Mans, den Feind zu werfen. Die Deutschen nahmen in der Dunkelheit wichtige Punkte ein und hielten dabei zwischen ihren Truppenteilen durch Trommelschlag und Hurraufen Fühlung. Unter den modernen Heerführern ist besonders der russische General Gurko für das Abhalten von Nachtmärdern eingetreten, denn die Gewöhnung der Truppen an solch nächtliche Unternehmungen ist von hoher Wichtigkeit. Seine Vorbereitungen trugen im russisch-türkischen Kriege gute Früchte. Gurko vermochte öfters Stellungen, die er bei Tage unter großen Verlusten bestürmt und gleichsam für den Nachtangriff reif gemacht hatte, nach Anbruch der Dunkelheit ohne beträchtliche neue Verluste zu nehmen. Aber Einübung ist zu solchen Taten notwendig und vor allem eiserne Manneszucht bei dem angreifenden Truppenkörper. Die Nacht ist im allgemeinen keines Menschen Freund; jedenfalls ist sie nur der Bundesgenosse des Starken. Wenn die Nachtangriffe einem Heere etwas Ungewohntes sind, dann werden die Gemüter dadurch besonders erregt, die Nerven gereizt, und der Boden zu Zuchtlosigkeit und Paniken ist vorbereitet. Aber auch bei dem angegriffenen Teil sind gute Nerven in der Nacht der wichtigste Faktor. Häufige Nachtangriffe des Feindes lösen im Lager eine solche Angst und Unruhe aus, daß bisweilen schon eine Kleinigkeit genügt, um ein Chaos zu entzünden. Ein Beispiel für solche Verwirrung bietet aus dem Kriege von 1866 die Kavallerie-Division des Fürsten zu Thurn und Taxis, die zwischen Fulda und Bischofsheim nachts einige von Wilderern herrührende Schüsse hörte. Daraufhin setzten sich die Abteilungen in kopfloser Furcht in Galopp und legten mehrere Kilometer in hastiger Flucht zurück, bis sie Würzburg erreichten. Im russisch-türkischen Kriege genüteten einige von den Russen losgelassene Raketen, um das türkische Lager zu alarmieren; die Pferde rissen sich von den Halftern los, und es entstand ein unbeschreiblicher Wirrwarr. Die Weite und die Klarheit des modernen Schlachtfeldes, die durch die große Tragfähigkeit der Gewehre und den schwachen Rauch des Pulvers hervorgerufen wird, begünstigt nunmehr die Nachtgefechte wieder; aber bei einem solchen Angriff muß alles bis aufs Kleinste vorbedacht und vorbereitet sein, und an die Truppe werden die höch-

sten Anforderungen gestellt. Dicht aufgeschlossen, lautlos, jedes Klappern, jedes Aufblitzen elektrischer Taschenlampen, jedes leiseste Geräusch vermeidend, so rücken die Reihen vor. Selbstleuchtende Kompatte, weiße Bänder, Mehl-, Gips- oder Papierstreifen, zum Feinde abgeblendete Laternen und Richtposten sind die Wegweiser. Vorsicht man sich nicht in vielen kleinen Kolonnen heran, sondern geht man in Linie vor, so müssen sich die Mannschaften, um die Fühlung nicht zu verlieren, an den Händen halten, und dabei macht sich jede kleine Schwankung in der Marschrichtung empfindlich bemerkbar, kann jedes unbedeutende Hindernis im Gelände schwere Störungen verursachen. Ist die Truppe an der Stelle angelangt, die durch die Erkundung als die vorderste erreichbare Linie angegeben wurde, dann vollzieht sich der Aufmarsch zur Feuereröffnung. Die Artillerie wird versuchen, sich schon bei Tage auf die Stellung des Feindes einzuschließen und das Feuer während der Nacht fortzusetzen. Der Feind wird, wenn er den Angriff bemerkt, mit elektrischen Scheinwerfern arbeiten. Kommen die Angreifer zufällig in den Lichtkegel der feindlichen Befeuchtungskörper, so müssen sie regungslos verharren. Fällt der Lichtschein dauernd auf sie, dann bleibt nichts anderes übrig, als die Vorteile des Nachtangriffes aufzugeben und zum Sturm wie bei Tageslicht vorzugehen.

Heeresbezeichnungen.

In unseren Tagen, da nach Wallensteins Wort Mars die Stunde regiert, schwirren militärische Namen und Bezeichnungen durch alle Gespräche, und da mag man wohl fragen, wie die Benennungen der verschiedenen Truppengattungen entstanden sind. Nur gering ist dabei die Zahl der deutschen Wörter, da ja das moderne Kriegswesen seinen Ursprung mehr in West- und Süd-europa hat. Italien, Spanien und Frankreich haben vor allen Tausenden gestanden. Wenn wir auch von Fußvolk und Reitern sprechen, so wiegen doch immer noch vor und werden amtlich angewandt die Namen: Infanterie und Kavallerie, wozu dann die Artillerie kommt. Aus dem Spanischen infanteria stammend, das selber als Ableitung von infantes „Jelknaben, Knaben, Soldaten zu Fuß“ eine Schar Soldat bedeutet und uns auf unser deutsches „Knappe“ hinweist, das ja auch nichts als eine Nebenform von „Knabe“ ist, wurde Infanterie im ersten Viertel des 17. Jahrhunderts unter verschiedenen Formen in die deutsche Sprache aufgenommen; so lesen wir in der Schrift „Ein new Klaglied, Teutsche Michel genant“ 1617 Infanterey, in Wall-hausens Kriegsmanual vom Jahre 1616 Infanteria und Infanterie und in Georg Henrichs „Teutschem Sprach und Weißheit“ Fanterie, was wieder an das französische fantassin, der Infanterist erinnert; im deutschen Sprachgebrauch findet sich das Wort Infanterist für Fußsoldat zuerst 1801 bei J. S. Campe.

Schon früher, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts drang bei uns das Wort Kavallerie ein; hier haben wir nicht erst nötig, eine besondere Abwandlung der ursprünglichen Wortbedeutung wie bei Infanterie vorzunehmen, denn das Grundwort ist das italienische cavallo (mittelalt. caballus) „Pferd“; das davon abgeleitete Wort „Kavallerist“ führt Adelung in seinem Wörterbuche 1775 an. Mehr Kopfzerbrechen hat den Sprachforschern das Wort „Artillerie“ gemacht. Da es schon vor der Benützung des Pulvers zur Bezeichnung des Kriegsmaschinenwesens angewendet wurde und das üblichste Geschütz der Bogen (arcus) war, wollen einige das Wort zusammensetzen aus arcus und telum (Geschöß), andere sehen in ihm die Kunst des Hebens, die „ars tollendi“. Beide Erklärungen scheinen uns gleich unmöglich; das Wort „ars“ wird schon in der Artillerie stehen, oder vielmehr das abgeleitete articularis, so daß das Wort ursprünglich ein Kunststück, dann das Erzeugnis eines solchen: ein Kunstwerk, eine Maschine und schließlich in eingeschränkter Bedeutung eine Kriegsmaschine bedeutet, worauf es seine Bedeutung wieder ausdehnt und zur Gesamtheit der Kriegsmaschinen, zum gesamten technischen Kriegswesen oder der dieses betreibenden Truppe wird. An die Artillerie schließen wir wohl mit Zug die Bezeichnungen für die verschiedenen Gattungen der Infanterie, da sie ja nach den Waffen genannt werden; auch hier wieder finden wir ausländische Bezeichnungen: in dem schon einmal genannten Kriegsmanual Wallhausens aus dem Jahre 1616 wird die mit Schießpulver gefüllte Kugel als Granate angeführt; der Name stammt von dem italienischen granata oder granada, das sich schon im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts findet, während das Wort ins Französische als grenade überging; von hier aus hat es Archenholz in seiner bekannten Geschichte des Siebenjährigen Krieges als Grenade übernommen. Nach Flemings „Teutschem Soldat“ ist sie „wegen der Ähnlichkeit mit den Granatäpfeln also genant“.

Der französischen Form aber verdanken wir den Grenadier, der, „in Deutschland erst 1683 aufgenommen“, eigentlich ein Werfer von Handgranaten ist, 1694 in Joh. Christoph Nehring's Manual als Granadierer, in Flemings teutschem Soldaten auch noch in der Form Granadier auftritt, später aber die noch heute geltende Bedeutung „Fußsoldat von ausgesuchter Größe“ erhält. Ihm zur Seite tritt der zuerst in Deutschland 1703 in Christian Weiss's Zeitungs-Verikon erscheinende „Füsillier“, der mit der Bajonettlinde bewaffnete Fußsoldat; auch sein Name ist aus Frankreich gekommen und stammt von dem fusil „Klinke“.

Wir möchten gleich hinzufügen, daß Hünte-Schießpulver mit langem Rohre zuerst in Schottland, „Ausführlicher Arbeit von der deutschen Hauptsprache“ angeführt wird und auf das althochdeutsche flint „Feuerstein“ zurückgeht. Der Name kam auf, nachdem das Schießgewehr, das man sonst mittels eines mit einer Lunte versehenen Kades losgebrannt hatte, mit einem Steinchloße versehen worden war, in das ein Feuerstein eingefügt wurde; diese franz. Erfindung wurde um 1630 gemacht. Die Musquete, nach der unsere Musketiere ihren Namen haben, wird schon 1575 in Fischarts „Gargantua“ erwähnt; auch sie stammt aus Italien, Spanien und Frankreich (mousquet) und geht auf das mittellateinische musca (Heta „Wurfschloß, Bolzen“ zurück. Ganz am Anfang der Entwicklungskette aber steht die musca (mouche) „Fliege“, nach der der „muscetus“ genannt ist, eine „kleine Art zur Beize dienender Sperber“, dessen Brust gesprenkelt, gleichsam mit wie Fliegen aussehender Flecken gezeichnet ist; wie der Stohvogel, der Sperber, soll die Musquete auf den Feind bringen. Auch Terzerol und Falconet sind ursprünglich Raubvögelnamen.

Zum Schluß ein kurzes Wort über unsere Pioniere, die 1694 Mehring als „Schanzgräber“ verdeutschte; sie haben ihre Bezeichnung vom französischen pionnier übernommen, der wieder auf französisch pion, „Fußgänger“, vom lateinischen pes zurückgeht. Eigenartig ist, daß im alten Latein pedo „Plattfuß“ bedeutet, das Wort im Mittelalter aber die Bedeutung „Fußsoldat“ erhalten hat.

Vermischtes.

* Der „Schußgeist“ von Mecheln. Mecheln ist zwar von den deutschen Truppen besetzt, aber die Bewohner sind glücklich, denn sie haben ihren „Schußgeist“ gerettet. Op-Signoorle, die am eiferfichtigsten bewachte Reliquie der Stadt. Op-Signoorle, eine lebensgroße Dolzuppe in der Tracht des 16. Jahrhunderts, ist das Abbild des berühmten Zwerges und Spahnmachers Klaassen, das bei jedem großen Fest in Mecheln aus dem Dachfenster des Rathhauses gehängt wird und das Zeichen zur tollsten Lustigkeit gibt. Diese Buppe ist Jahrhunderte lang der Gegenstand einer heftigen Eifersucht zwischen Mecheln und Antwerpen gewesen, denn die Leute von Mecheln haben die kostbare Buppe den Antwerpenern eigentlich gestohlen. Klaassen war ein Antwerpener Spahnmacher, der in den humoristischen Redeflächten des 16. Jahrhunderts alle Mechelner Hanswürste aus dem Felde schlug und die Bewohner des alten Erzbischofssitzes weiblich zum Narren hatte und ärgerte. Er veranlaßte sie nämlich, eifrig zum Köchen eines Feuers aufzubrechen, das den Turm der St. Nominal-Rathbedraße ergriffen habe. Und als die — gewiß nicht mehr ganz nächtlichen — Mechelner mit Spritzen und Wassereimern anrückten, da sahen sie, daß es nur der Mond war, der glutrot hinter der Kirche stand und dessen Flammenschein von ihnen für eine Feuersbrunst angesehen worden war. Als vier Jahre nach dieser Blamage der Mechelner der nächste komische Feldzug zwischen den Nebenbuhlersätten ausgetragen wurde, da war der große Klaassen leider tot, aber die Antwerpener trösteten sich, indem sie des berühmten Hanswürst Bild reich geschmückt unter einem Triumphbogen aufhängten. Wieder waren die Mechelner die Angeführten, und man heftete sie in ihrem Jorn eine Verschwörung aus, die darin gipfelte, daß sie die Buppe stahlen. Seit jener Zeit ist „Op-Signoorle“ im Besitz der Mechelner geblieben, und da sie fürchteten, in diesen Kriegszeiten könnten die Antwerpener ihr teures Wahrzeichen ihnen wieder wegnehmen, haben sie es an einem geheimen sicheren Ort vorläufig versteckt.

* Was russische Verwundete berichten. Einen Besuch in einem Moskauer Hospital schildert Stephan Graham in der „Times“. Die Wyle für Obdachlose sowie viele Schulen und Kirchen sind für die Verwundeten eingerichtet. Jeden Tag kommen etwa 5000 Verwundete nach Moskau, und man hat bereits darauf vorbereitet, daß die Stadt im Laufe des Krieges zur Aufnahme einer Million gerüstet sein soll. Kein Anblick ist in den Straßen häufiger als das langsame Hingleiten der zu Zweien zusammengekoppelten Straßenbahnwagen, die voll von Verwundeten sind. In dem ersten Wagen, der durchsichtige Fenster hat, liegen die Leichtverwundeten, im zweiten, der mit undurchsichtigem Glas verkleidet ist, befinden sich in zwei Reihen übereinander ein Duzend oder 20 Betten, in denen die Schwerverwundeten liegen. Eins der riesigen Wyle für Obdachlose, ein großer Bau in der Nähe der Miazansky-Station, ist voll von Verwundeten. Wer man findet hier kein trauriges und trübes Bild, sondern die meisten sind außer Bett, lachen und pfeifern, spielen Karten und sind vergnügt. Sie sind ganz erfüllt von den Kriegseindrücken, die sie aus Deutschland mitgebracht haben, und erzählen folgende, etwa auf folgende Weise: „Deutschland ist ein schönes Land, kein Vergleich mit unseren armseligen Dörfern; Steinhäuser, Ziegelhäuser, drei Stockwerke, keine Teppiche, Stühle, Grammophone. Jedes Haus hat ein Grammophon, und wir haben bald gelernt, wie sie in Gang zu bringen sind. Eines Tages war ich gerade in ein Haus gekommen und hatte ein Grammophon in Gang gesetzt, als ein Offizier seinen Kopf durch das zerbrochene Fenster steckt und sagt: „Hör sofort mit

der Musik auf!“ Ich wußte nicht, wie man das Ding zum Aufhören bringen konnte, und so kam ich gerade mitten in die Platte hinein und sie springt in Stücke über das ganze Zimmer. Dann haben sie Geigen, und in jedem Haus gibt es eine große schwarze Kiste mit einem Deckel (Klavier), und wenn man den Deckel aufmacht, und mit der Hand draufschlägt, dann geht das immer so „Bir, bir, bir, bo, bo, bo!“ Zu essen gibt es Schweine, so viel man will. Wir hatten jeden Tag gebratenes Schweinefleisch. Hunderte, Tausende von Schweinen. Wir fingen sie und brachten sie ins Lager.“ Die Verwundeten zeigten auch zahlreiche „Trophen“, die sie aus Deutschland geraubt haben: Uhren, Ringe, Gewehre; einer zeigte ein Armband.

Büchertisch.

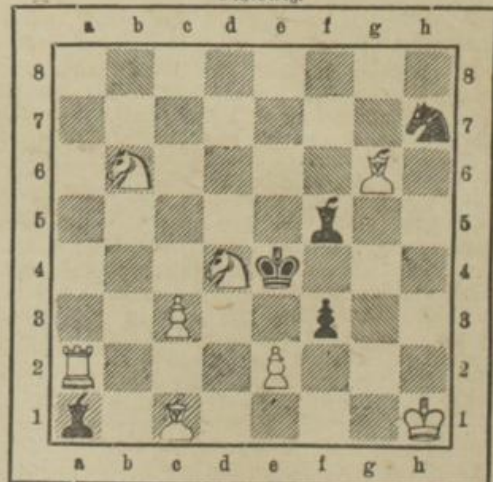
— Pausandachten für die Kriegszeit, von Prof. D. Schlan. Allen den Vielen, die in dieser ersten großen Zeit nach innerer Bewegung und frommer Erhebung suchen, können diese Andachten auf's wärmste empfohlen werden. Schlicht, klar und warm, wie sie sind, bieten sie gerade das, was wir zur persönlichen Erbauung und zur Vertiefung der häuslichen Gemeinschaft brauchen. Der Preis von 20 Bsg. ist so mäßig, daß auch geringer Bemittelte sich das Büchlein anschaffen können. Unseren Buchhandlungen kann ich nur raten, sich davon einen größeren Vorrat anzulegen.
D. Schloffer.

— Den im Geo-Verlag G. m. b. H., Berlin W. 35, früher erschienenen Karten von den Kriegsschauplätzen ist jetzt die von Prof. W. Diebenow bearbeitete „Kriegskarte von Mitteleuropa“ im Maßstabe 1:2 000 000 nachgefolgt. Die Karte umfaßt in ihrer Ausdehnung die Gebiete zwischen Dover-Orleans im Westen und Grobno-Brest im Osten, Toulon im Süden, bis Helsingfors im Norden. Die Karte zeigt vielfarbig die einzelnen Staatsengebilde, während die Festungen und Forts der Feinde und Neutralen durch ein scharfes Rot gekennzeichnet werden. Als Ergänzung der Hauptkarte werden außerhalb des Kartenbildes drei Nebenarten gebracht, die in größerem Maßstabe die Britischen Inseln, das europäische Russland sowie Frankreich geschlossen zeigen. Die Karte ist etwa 104:80 Zentimeter groß und trotz außerordentlich reicher Beschriftung leicht lesbar und verständlich. Zu dem billigen Preise von 1 Mk. kann sie empfohlen werden.

— Ernst von Bergmann, „Kriegsbriefe 1866, 1870/71 und 1877“, Verlag von F. C. W. Vogel, Leipzig, 3 Mk. Es ist mit Dank zu begrüßen, daß die Kriegsbriefe Ernst von Bergmanns als Sonderausgabe veröffentlicht werden. Dreimal ist Ernst von Bergmann mit in den Krieg gezogen, 1866, 1870/71 und 1877. Unter dem frischen Eindruck des Tages schrieb er nicht nur über persönliche Erlebnisse, sondern allgemeine Betrachtungen über Krieg und Frieden, über Land und Leute, über Glück und Leid, die so wachend und schön sind, daß ein jeder, der sie in die Hand nimmt, aufs tiefste ergriffen wird. Seine Briefe in klassischer Form geschrieben, zeichnen das lebendigste Bild jener Tage, sie sind auch heute noch „aktuell“, denn sie berichten aus Duneville, Baccarat, Meaux u. a., den Schlachtfeldern unserer jüngsten Erfolge.

Schach-Aufgabe.

Schwarz.



Weiß.

Weiß setzt mit dem zweiten Zuge Matt.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer: Molch, Doldh, Stroch.